

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 10

Artikel: Arnold Böcklin 1827-1927
Autor: Wyss, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-329453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mungen zurück. Sie war ein typisch liberales Postulat. Unsere Partei hat also nicht etwa von vornherein ein besonderes Schutzverhältnis zu ihr; sie braucht nicht aus Prestige Gründen, um sich nicht zu desavouieren, für ihre jetzige Form unter allen Umständen einzustehen; sie ist ihr gegenüber nicht „erblich belastet“. Wir können mit der gleichen vorurteilslosen Prüfung und Kritik an sie herantreten, wie an andere demokratische Einrichtungen, deren Wert sich ebenfalls nach Zeit und Verhältnissen ändert.

Wir werden also, wie eingangs bemerkt, rein sachlich an Hand der gemachten Erfahrungen zu untersuchen haben, ob die Jury als Werkzeug der Rechtspflege ihrer Aufgabe der Erforschung der Wahrheit, der Mitwirkung bei der strafmässigen Reaktion der Gesellschaft gegen das Verbrechen genügen kann. Dann wird aber auch die politische Seite, wie einst von der Bourgeoisie, so heute von uns, ins Auge zu fassen sein, und man wird sich eine Meinung darüber bilden müssen, ob die Jury mehr als jedes andere Gericht Garantien gegen schädigende Klassenurteile und partei- oder klassenmässige Ausnutzung der Staatsmacht zu bieten vermag.

Darüber einiges in einem weiteren Artikel.

Arnold Böcklin

1827—1927.

Von Dr. J. Wyß, Zürich.

Stünden wir auch nicht in der Zeit der Jahrhundertfeiern, so fühlten wir trotzdem das Bedürfnis, innezuhalten, uns Rechenschaft zu geben über Art und Tragweite des Weltgeschehens. Heute, da innere und äussere Ereignisse sich überstürzen; da alles seit Menschengedenken Bestehende in Fluß geraten ist; da Weltauffassungen, die in ihrer Unumstößlichkeit von Gott diktiert zu sein schienen, ihre Ueberzeugungskraft wenn nicht ganz verloren, so doch zum grössten Teil eingebüsst haben, heute gebietet der Augenblick, sich ernstlich zu besinnen über Ziel und Zweck unseres Lebens. Besteht für jeden Einzelnen diese Notwendigkeit, in sich zu gehen und aus der Tiefe seines persönlichen Innenlebens heraus eine Antwort auf die beklemmenden Fragen des Warum und Wozu unserer Lebenstätigkeit zu finden, um so wichtiger ist es, die Wegbereiter und geistigen Führer der Zeit — die Künstler und ihr Werk — in ihrer Gesamtheit zu betrachten und nachzuprüfen, was sie uns noch geben können und welchen Weg sie uns weisen.

Der Kunstverein Basel, der eine Art Jahrtausendausstellung Böcklins trefflich organisiert hat, bezweckt mit seiner Veranstaltung nicht so sehr eine ehrende Verherrlichung des grossen Sohnes der alten Kulturstadt am Rhein, als vielmehr — für uns wenigstens — sinnende Einkehr in uns selbst.

Arnold Böcklin, 1827—1901, mußte das Schicksal aller anderen Künstler erleiden, die in der ganz bürgerlich eingestellten Nachrevolutionzeit, im 19. Jahrhundert, gelebt und gewirkt haben. In keiner anderen wie in dieser durch nackten Materialismus gekennzeichneten Epoche gähnte ein so klaffender Abgrund zwischen Kunst und Volk; in keiner anderen wurde der Künstler derart bekämpft und mißverstanden. Auch Böcklin mußte die hämische Anfeindung, die immer der Enge kleinlicher Seelen entspringt, bis auf den Grund des Kelches auskosten, durch sie in seinem Schaffen gehemmt und, was viel tragischer ist, von seiner Bahn abgedrängt werden. Die Kleinstadtseelen beneideten ihn um den göttlichen Lebensfunken und um die dionysische Weltfreude, die aus seinem leuchtenden Malerauge strahlten, das doch einzig und allein sich darnach sehnte, in den andern, Kleinen, die Freude am Dasein und an der Umwelt zu entzünden. Publikum und Kritiker haßten ihn, weil er innerlich reich und gut war; sie bekämpften ihn, weil er größer war als sie.

In jungen Jahren schon trat er als Meister vor die Öffentlichkeit. Es scheint im Leben der Künstler wie der anderen Menschen besonders glückliche Tage zu geben: die Momente, in denen von kleiner Umgebung befreites Innenleben klar die eigene Bestimmung erschaut. Der Alltagsmensch, der im tosenden Getriebe des Daseinskampfes steht, überhört oder vergißt nur zu leicht die aus tiefster Innerlichkeit ertönende Stimme, der Künstler dagegen vermag sie oft durch ein Werk seiner Hände zu verewigen. Die Feier solch glücklicher Stunden hat uns der junge Böcklin der Düsseldorfer Akademiezeit, wenn auch technisch noch nicht einwandfrei, in seinem „Gebirgssee im Chamoniertal“ als bleibendes Geschenk hinterlassen, das lehrt, Freude und Glück des Daseins nur im tiefen Erlebnis zu suchen und zu finden. Damals, als seine Begeisterung über die Schönheit der Gotteswelt mit den einsam ragenden Felszacken zum Himmel jauchzte und wie kosender Maihauch Bäume, Blumen und Wellen umschmeichelte, damals erkannte er sein Schicksal, der Maler erhabener gestimmter Sehnsuchtswelt zu werden.

Des jungen Mannes Bleiben in Basel konnte nicht von langer Dauer sein. Zu verlockend ziehen die Wege aus diesem geographischen Zentrum nach allen möglichen Richtungen und laden gebieterisch zur Reise ein. Der Einundzwanzigjährige erlebt die Revolution in Paris. Das politische Geschehen, von dem er auch später gerne erzählte, hat ihn wohl interessiert, aber nicht gepackt, sowenig wie der Krieg von 1870/71. Ganz nur auf heitere Lebensbejahung, auf harmonische Einheit von Mensch und Umwelt eingestellt, liegt das soziale Geschehen seiner Kunst fern. Erst viel später, von 1896 an, als er, gleichsam als gebrochener Mann in sich selbst zurückgezogen lebend, dumpf den wie fernen Kanonendonner grollenden Unterton des politischen Geschehens herausfühlte, da traten, seine tiefempfundene und sehnsüchtig geschaute Welt bedrohend, Vernichtung und Tod wuchtig auf-rüttelnd und finster mahnend in sein Werk: die „Pest“ und der „Krieg“.

Dem Kampfe abgeneigt und innere Ruhe suchend zur Auswirkung seiner Sehnsucht, zog er 1850, dem romantischen Zuge germanischen Gemütes folgend, nach Rom, wo allerdings die stagnierend unpolitische Atmosphäre der fünfziger Jahre soziale Erschütterung erstickte. Im Lande, wo die Zitronen blühen, ragen aber auch einsam, melancholisch die Zypressen. Die Straßen sind eingesäumt von Gräbern unzähliger bekannter und unbekannter Italiensfahrer, vom Söldner bis zum Künstler. Manchen Deutschrömer hat dort der geistige Tod erreicht.

Die italienische, von heroischen Geschehnissen durchwirkte Landschaft nimmt die Seele des jungen Böcklin gefangen. Es entstehen tiefempfundene, schönheistrunkene Bilder wie die „Römische Landschaft“ von 1851, die man ruhig neben die Werke großer Meister, etwa eines Corot, hängen darf. Und, weiter ausholend, während des zweiten römischen Aufenthaltes, als er selbst jenen harmonischen Ausgleich zwischen glücklicher Außen- und Innenwelt für einen Moment in der Liebe gefunden zu haben schien, die „Landschaft mit Kornfeld“, die alles wiedergibt, was die sommerrliche Pracht italienischer Landschaft an Lebensfreude zu bieten vermag. Der gewaltige, verhalten in ihr ruhende schöpferische Drang spornt seinen Feuergeist an, kühn die Probleme der Zeit, deren Lösung den großen Franzosen vorbehalten blieb, anzupacken. Neben dieser, der Sehnsucht der Zeit entsprechenden Beseelung der Landschaft, die den Beschauer die Einheit von Mensch und Welt ahnend erfassen läßt, erscheint bald der Zauber der großen Vergangenheit, der über Rom liegt: das ewige und heidnische Italien hält mit seinen Göttern und Dämonen Einzug in Böcklins Werk. Zart und schüchtern erst, etwa in der Art des Poussin, in „Kentaur und Nymphe“. Noch fällt die Mythologie dem modernen Beschauer nicht zeitwidrig auf, solange in „Römischer Waldlandschaft mit Pan“ der Schauer des Naturempfindens gegenüber der einem Farbkleck zu vergleichenden Halbgottfigur vorherrscht. Bald aber dringt in das geheimnisvolle Beben der Natur, das in Bildern wie der „Jagenden Diana“ in Basel noch so seelisch nah und warm zittert, die Staffage, die menschliche oder tierische Figur, die zum eigentlichen Träger des landschaftlichen Empfindens werden.

Das ist klassische Ueberlieferung; wir aber können uns heute damit nicht mehr zufriedengeben, daß der Künstler das Naturempfinden durch das Figürliche zu vermitteln trachtet. Wir suchen verlangend nach der Gewißheit, jedes Leben, Blume, Baum, Mensch sei ein Teil des ewigen Lebens des Universums. Staffage aber, der Beweis der Unfähigkeit, menschenleere Landschaft zu erleben, stört die Beziehung des Beschauers zum Bild, verhindert ihn, das seelische Erlebnis des Malers nachzufühlen.

Vor dem Eindruck römischer Größe, vor dem Zauber hellenistischer Kultur weicht Böcklins Ursprünglichkeit kosmischen Empfindens immer weiter in die szenische Kulisse des Hintergrundes zurück, während im Vordergrund immer phantastischere Reigen unheimlicher Fabelwesen sich breitmachen. Darin liegt doppelte Tragik: erstens verzichtete der Maler für ein Pinselgericht auf sein köstliches Erstgeburtsrecht,

die Ursprünglichkeit unmittelbaren Empfindens, und zweitens war er für das Figürliche gar nicht geschaffen. Noch die Fête Champêtre der „Idealen Frühlingslandschaft“ kann jedem Museum zur Zierde und jedem Beschauer zur Freude gereichen, mit der „Lebensinsel“ und den „Gefilden der Seligen“ aber beginnt jener Teil seines Lebenswerkes, der heute von der Kritik als kitschig und banal abgelehnt wird.

Diese unheilvolle Abkehr von dem vom Schicksal vorgezeichneten Weg fällt zeitlich zusammen mit Böcklins Uebersiedelung nach München. Wenn ihn die materielle Hochkonjunktur des wilhelminischen Deutschland erster und zweiter Qualität dorthin gezogen hat, so mußte er den äußeren Erfolg schwer büßen, denn es gibt nur wenige Künstler, die nicht an der Doffentlichkeit zugrunde gegangen wären. Wie dem auch sei, München bedeutet für seine Malerei formell und inhaltlich eine Wandlung. Zwei offizielle Strömungen fand er vor: bigotte Religiosität — fürs Volk — und Anbetung des goldenen Kalbes — für die Gescheiten. Selbstverständlich, daß ein empfindsamer Mensch wie Böcklin in den Bann einer Bewegung geriet, die, aus den Tiefen religiösen Empfindens der großen Menge des deutschen Volkes geboren, schon einmal zur Zeit der Nazarener (Cornelius) üblen Andenkens auf die Kunst, wie man sagt, befruchtend gewirkt hatte und nun zu neuem Leben zu erwachen schien. Durch diese Umgebung inhaltlich bedingt, entstanden die „Melancholie“, „Kreuzabnahme“, „Pietà“ usw., vor denen wir uns heute staunend fragen, wieso sie einst bei der Masse mehr zum Ruhme Böcklins beitragen konnten als seine echt religiösen Bilder, nämlich jene Landschaften, in die er die ganze Andacht pantheistischer Naturempfindens hineingelegt hat. Auch hier ist eben zu sagen, daß der Künstler als Führer seiner Zeit vorausseilt und Visionen neuer Lebensauffassung vermittelt, welche die Menge erst später voll begreifen und in Tat umsetzen kann. Im religiösen Empfinden hat Böcklin, einige Jahrzehnte bevor wir es versuchten, das enge christliche Dogma durch die viel weitherzigere, reinere Religiosität der pantheistischen Allverbundenheit ersetzt.

Die andere Stimme der Zeit, die marktschreierisch alle feineren Regungen der Volksseele übertönte, war der Lockruf der Sirene Macht. Geld und Genuß galten als einzige Werte des Lebens, dessen Ausdruck nur Kraftmeierei sein konnte, denn nur eine in Muskelkultur gestählte, durch Selektion auserkorene Gesellschaft war fähig, den Becher der Freude bis zur Neige zu kosten. Also stehen nebeneinander der siegreiche Kavalier der „Angelika“, der noch zu anderen Liebesdiensten bereit ist, und der Urtypus Mann, der „Kentaurenkämpfe“, welcher in der Zerschmetterung des Gegners sein Herrenrecht auf Weltgenuß begründet glaubt. Dem entspricht die Auffassung der Frau: das unergründliche männermordende Weib, die „Nereide“, die mit dem wilden Rot der Haare und dem bodenlosen Blaugrün der Augen die weit ausschweifende Männersehnsucht fesselt.

Ob der Vorwurf in hellenistischem Gewande bei Klinger, in perversen bei Stuck oder in romantischem bei Böcklin erscheine, es ist immer dasselbe. Tannhäuser-Motiv in „Odysseus und Kalyppo“.

Warum Böcklin eine ganze Generation fesseln konnte, zeigt gerade dieses Bild. Außer der falschen Moderomantik fand der Beschauer hier den Maler der starken Stimmungswerte, der schon ganz modern die Farbe als Ausdrucksträger verwendet: das Blau der Sehnsucht im Mantel der einsamen Silhouette des Odysseus und die leidenschaftliche Freude im Rot des Mantels der Kalypto. Dieses Blau finden wir überall im Werke des Malers, wie wir auch überall den Unterton der Sehnsucht heraushören. Diese Sehnsucht als Grundstimmung ist ihm angeboren, ist im Zeitgeist verankert, aber verdrängt und darum um so melancholischer.

Böcklin hört aber nicht nur diese übertönten Regungen der Zeitseele, er speist sie ferner aus dem sprudelnden Quell seiner Erzählerphantasie. Im Freunde Gottfried Kellers steckt ein vollblütiger Alemanne mit dem der Rasse eigenen Hang zum Fabulieren. Der gute Humor, der über das Unheimliche des Lebens hinweghilft, findet die köstlichsten Einfälle, die witzigsten Situationen. Vom schalkhaften Lächeln steigt er an bis zur Groteske im „Spiel der Wellen“, in „Meeresstille“ und im „Seetingeltangel“, die immer anziehend wirken werden wegen der natürlichen Drolligkeit der komischen Vorgänge.

Hier finden wir nun wieder Böcklin selbst und fragen unwillkürlich, welches heute seine Bedeutung für uns ist. Den Maler, der die Grenzlinie des Banalen nur zu oft übertreten hat, dem man nur zu oft instinktverlassene Geschmacklosigkeit vorwerfen kann, die Hand in Hand geht mit einer schweren Einbuße an malerischen Werten, den überlassen wir ruhig der hämischen Kritik und dem wilhelminischen Zeitalter der Leutnantsromantik und des Penälergriechentums, das seither durch das Weltgeschehen gerichtet worden ist. Für uns existiert nur der ursprüngliche bodenständige Böcklin, der in erster Linie werktätiger Mensch gewesen ist. Als Handwerker hatte er das ehrliche Bestreben, eine Technik zu finden, die das, was er der Menschheit zu verkünden hatte, restlos auszudrücken imstande wäre. Wenige Künstler gibt es in der Geschichte, die ebenso heldenmütig wie er mit dem spröden Material gerungen haben, um es dem Geiste dienstbar zu machen.

Schon dieses maltechnische Suchen hätte ihm Bewunderung verliehen. Wir bewundern ihn aber nicht nur, wir lieben den Maler, der mit seiner Empfindungsgabe und seinem Seherblick unseren Lebensweg zu ebnen und zu verschönern bemüht war. In zwei Welten stehen wir: Mensch und Natur. Mit beiden müssen wir uns auseinandersetzen, wenn wir glücklich werden wollen. Und ist vielleicht Glück nicht ein Lebenszweck? Die heutigen Künstler, die durch die Tragik der Zeit geläutert worden sind, bemühen sich, uns immer wieder begreiflich zu machen, welche Quelle wahren Glückes wir im Verständnis der Mitmenschen und der Natur finden können.

Beide Welten wollte Böcklin uns mit seinen Werken erschließen, aus denen ich nur zwei herausgreife: die „Mutter des Künstlers“ und das „Dorf Tenniken“. Im ersteren, das zu den schönsten Porträten deutscher Malerei im 19. Jahrhundert gehört, gibt er monumental

den Charakter der Frau in seiner ganzen geistigen Geradlinigkeit und seinem ganzen seelischen Reichtum. Mit dem zweiten erschließt er uns die Landschaft, zu deren Verständnis wir eben erzogen werden müssen von dem, der sie reicher und schöner sieht als wir, vom Maler. Jeder Beschauer, sofern die Kultur in ihm noch nicht jeden Funken Ursprünglichkeit erstickt hat, erlebt vor diesem Bild eine glückliche Stunde; denn Schönheit der Natur, Friede der Arbeit, Schlichtheit des Lebens schwingen hier zu einem erhabenen Rhythmus zusammen, der, bis ins Innerste ergreifend, zeigt, was für einen Jeden wirklich glücklich sein heißt. Diesem Böcklin, dem unsterblichen Glückspender, gilt unsere Liebe.

Schwangerschaftsunterbrechung und schweizerische Strafrechtsreform.

Von Rechtsanwält Dr. Elisabeth Tobler, Zürich.

Genossinnen, es ist zum erstenmal in der Geschichte der schweizerischen Rechtsentwicklung, daß die sozialistischen Frauen an der Entstehung eines Gesetzes geschlossen mitarbeiten. Dabei fällt der Umstand, daß wir noch keine Frauenvertretung im Gesetzgebungskörper besitzen, weit weniger ins Gewicht, als andererseits die erfreuliche Tatsache, daß die sozialistischen Frauen heute ihren Wunsch und Willen kundgeben, an der Gestaltung einer Modifikation, soweit sie die Frau betrifft, mitverantwortlich zu sein. Die Arbeit, die die Frauen in diesem Sinne leisten können, wird sich darauf beschränken, daß sie ihrer grundsätzlichen Stellungnahme Ausdruck geben und ihre begründeten Wünsche und Forderungen zuhanden der parlamentarischen Vertretung formulieren.

Die Zentrale Frauenagitationskommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz hat für die Redaktion des schweizerischen Strafgesetzbuches in bezug auf die Strafbarkeit der Schwangerschaftsunterbrechung Postulate aufgestellt, die in parteigenössischen Frauenversammlungen der ganzen Schweiz diskutiert werden sollen, um dann, in vielleicht abgeänderter, endgültiger Form, der nationalrätlichen Fraktion vorgelegt zu werden. Genossin Rechtsanwält Hämi hat im Februar-Heft der „Roten Revue“ ausführlich dargetan, von welchen Überlegungen und Würdigungen sich die Zentrale Frauenagitationskommission bei der Aufstellung ihrer Vorschläge leiten ließ.

Wenn ich mich veranlaßt sehe, zu diesen Ausführungen sowohl als zu den Postulaten Stellung zu nehmen, so geschieht es in der Überzeugung, daß ich eine Kritik übe, die der mehrheitlichen Gesinnung unserer Genossinnen wie auch der übereinstimmenden Erkenntnis fortschrittlicher, bahnbrechender Juristen und Mediziner entspricht.

Rein Rechtsgebiet ist wohl so sehr durch die sittliche Entwicklung und die gegenwärtigen moralischen Anschauungen eines Volkes